

# Monatsblätter

Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“.

Preis für das Jahr 4 Mark oder 2 Gulden 40 Kreuzer Oesterr. Einzelnummer 40 Pf.

24. Jahrgang.

Breslau, November 1898.

Nr. 11.

## Max Heinzel †.

Es fiel ein Stamm im deutschen Dichterbain,  
Ein Stamm, der noch des Segens viel  
versprochen,  
Nicht von des Glikes jähem Wetterschein,  
Noch von der Jahre schwerer Last gebrochen,  
Und nicht entwurzelt von gewaltig'em Sturm,  
Sah ihn der Wald aus seiner Mitte scheiden,  
An seinem Mark verzehrend nagt' der Wurm,  
Die bonge Qual ber Schmerzen und der  
Leiden.

Es schied ein Sänger aus der Brüder Schaar,  
Und was er sprach, wie klang es tren und  
bieder,  
Und was er sang, wie hallt es wunderbar  
Im Herzen seines schles'schen Volkes wieder.  
So innig ist in seines Wesens Spur  
Kann eine Dichterseele eingedrungen,  
So hat, berauscht vom Zauber der Natur,  
Kann Einer seine Heimath stolz besungen.

Wohl hör' ich noch mit hellem, hehrem Klang  
So mancher neuen Feier Saiten schwingen,  
Allein ein Andres ist's, was Jener sang,  
Ein Andres, was die jungen Meister singen.  
Die neue Zeit gebiert ein neues Lied,  
Es lenkt die Kunst in neue eigne Bahnen,  
Sein Lied durchweht erwärmend das  
Gemüth,  
Und kenscher Sinn und hoffnungsfrohes  
Ahnen.

Und pflegt die Welt auch sonst dem besten  
Sang  
Der Lebenden den Lorbeer zu versagen —  
Er schuf, beglückt durch seines Volkes Dank,  
Und schied, begleitet von des Volkes Klagen.  
Genossen, senkt den Dichter still hinab,  
Daß ihm die em'ge Ruhe merde. Amen!  
Noch eine Scholle Erde in Dein Grab,  
Und liebendes Gedenken Deinem Namen.

Breslau.

Adolf Freyhan.



## Blaue Träume.

Nadelspitzen des Septemberregens  
Peitscht der Nordsturm prasselnd an die Scheiben,  
Aber warm und mollig ist's hier drinnen.  
Zigarettenduft durchwehlt das Zimmer,  
In den Gläsern flammt der Sorrentiner,  
Und Du hebst das Glas, — und lächelnd trinken  
Wir das Herzblut eines heiß'ren Landes.  
Setze Dich zu mir, komm! . . .

Auf Deine Schulter

Meine Stirn gestützt, geschlossenen Auges  
Laß mich lauschen Deinen blauen Träumen,  
Deinen Märchen aus dem Reich der Sonne,  
Deinen Liedern von der goldnen Katie!  
Sies mir, Lieber, von der goldnen Katie!

Einde heilend rühr' ich mit dem Finger  
Deiner Schläfe blutige Wundenmale,

Kolberg.

Dürstend küß' ich alle Deine Wunden,  
Küß' sie zu mit warmen, weichen Lippen.  
Sies mir, Lieber, von der goldnen Katie!

Sies mir Deine allerblausten Träume  
Aus den Zaubergrotten von Caprera,  
Aus dem schönheitstrunknen Land der Sonne.  
Sag mir: Liebst Du dem die goldne Katie?

Du verstummst. — Und durch die große Stille  
Raunt die Ostsee dumpfe Zauberlieder. —  
Du verstummst. — Und, von der großen Stille  
Scheu erschreckt, hebt in den tiefsten Tiefen  
Deiner Seele die verstöß'ne Sehnsucht  
Ihre glimmernd grünen Nirenaugen. . . .

Langsam, langsam, tropfenweise trinken  
Wir das Herzblut einer fernern Sonne —  
Sag mir: Kennst Du dem die große Liebe?

Clara Müller.

## Südlandsblüthen.

Wundervolle Blumenspende  
Boten heut mir braune Hände.  
Blumen, wie sie nur in Engen,  
Meiner Heimath Gärten schmücken,  
Und sich hier, o hell Entzücken,  
Wirr und dicht auf Wiesen drängen.  
Cana indica, mit flammen,  
Bis in's tiefste Herz verloren.  
Lichtes-blasse Passifloren  
Stimmen gut mit ihr zusammen.  
Lila Dolden, wie die Töne,  
Die am Morgenhimmel steigen,  
Und an üppig grünen Zweigen  
Der Jasmine weiße Schöne.  
Duftend, und in rothem Feuer,

Mexico ciudad.

Gelb und rosig, grell und düster,  
Kündend kosendes Geflüster,  
Rosen, Rosen, die mir theuer.  
Rosen, wie sie um die Stille  
Meines Vaterhauses weben —  
Und ich schau im heil'gen Beben  
Tiefer — tiefer in die Fülle. . . .

Schatten heben sich in Lüften,  
Löschten aus die Sonnenfunken.  
Müddberauscht von schwülen Düften  
Ist mein Haupt herabgesunken.  
Schmerzend Pochen in den Schläfen,  
In dem Hirne heiß Ermatten —  
O, die Sehnsucht! daß mich träfen  
Leise, kühle Eichenschatten!

Anna Nitschke.

## Fahrt.

Ich trieb auf leise schwankendem Kahn  
Ziellos die glitzernde Wasserbahn.

Und seines Kielles lebendige Spur  
War eine gurgelnde Perlenschnur.

Die Oede in spiegeliger Helle glänzt!  
Ich war mit weißen Rosen gekränzt.

Das war eine heilige, stille Pracht  
Der erste Mond hielt Todtenwacht,

Bis hinter den schwarzen Wolkenzug  
Er seine weiße Schönheit trug. . . .

Nun treib ich in tiefe, schwarze Nacht  
Und ahne, zu hellem Glanze entfacht,

Im tiefsten Grunde ein lockendes Licht,  
Das aus dem Meere sich golden bricht.

Ich richte des Kahnes spitzen Kiel  
Gegen das ferne, lockende Ziel.

Bald bin ich müde und kalt und todt.  
Noch suche und such ich das Morgenroth.

Breslau.

Josef Glaser.



## Küsse mich! . . .

Küsse mich, ich hab' die Nacht gebeten,  
Daß sie Hüter unsrer Liebe sei!  
Keiner darf dies Heiligthum betreten,  
Nur die Rosen leuchten auf den Beeten,  
Und der Südwind streicht am Zaun vorbei.

Küsse mich! Dies ist die rechte Stunde:  
Schamhaft wehr' ich Dir am lichten Tag,  
Doch die Dämm'ung nimmt von meinem Munde  
Wohl die Siegel, daß ich Dir die Kunde  
Meiner Liebe still vertrauen mag.

Küsse mich! Sehnsücht'ge Sterne gleiten  
Leise klingend durch die tiefe Ruh,  
Kleine, blondgelockte Engel breiten  
Ihre Flügel aus, und aus den Ewigkeiten  
Schaut der liebe Gott uns lächelnd zu.

Frankenhausen.

Anna Ritter.



## Octoberstimmung.

Die feinen grauen Schleier sinken  
Schon über die Berge und Thäler facht, . . .  
Die letzten Blumen des Herbstes trüben  
Noch einmal den Thau der sinkenden Nacht.

Sie spüren den Hauch des Vergehens, den feinen,  
Und neigen sich schauernd der Erde zu.  
Fast ist's, als störe verhaltenes Weinen  
Und leises Schluchzen die träumende Ruh.

Nun geht's zum Sterben! — Die Farben verschimmern! —  
Ein leises Klopfen hält mich gebannt . . .  
Mir ist's, als hört' ich tief drunten zimmern  
Die Blumenfärge von Elfenhand.

Breslau.

Aug. Friedr. Krause.



## Hörst Du mich nicht?

Willst Du die langen Wimpern nicht heben  
Zum hellen Tage, zum Sonnenlicht?  
Zum lauten, lustdurchloderten Leben?  
Zeigt denn immer, blaß und ergeben,

Gleiche Ruhe Dein Angesicht? —

Traumverloren den Blick gesenkt,  
Scheint es, daß ihn ein Schleier umfängt,  
Der, — eine augentäuschende Lüge —  
Trübe umdüstert die süßesten Züge!  
Denn ich weiß es:

Darunter sprüht

Dunkler Augen heimliche Gluth,  
Siedet und glüht  
Heißes wildbewegtes Blut!

Breslau.

Zittert doch, wenn ich die Hand Dir reiche,  
Leise die Deine, die weiße, weiche,  
Röthen sich doch in bangem Verlangen  
Stirn Dir und Wangen!

Nür an die Brust!

Du, die mir theuer  
Leuchtend im Feuer

Stürmischer Lust!

Wirf sie weitab die Fesseln der Pflicht,  
Lasse die thörichten Scrupel zerstieben,  
Frei sei Dein Leben!

Frei sei Dein Lieben!

Hörst Du mich nicht?

Hörst Du mich nicht?!?

Hugo Bresler.

## Trüber Tag.

Die Uhr geht langsam Tack und Tick,  
Der müde Tag hat sich vernunmt —  
Und oben machen sie Musik,  
Das Cello brummt.

Nun spielen sie ein Streichquartett,  
Ich hör', was jede Saite sagt:  
Wenn ich doch deine Liebe hätt' —  
Die Geige klagt.

Prag.

Ich liebe Deines Herzens Nacht,  
Die schlummerlose — still verzagt  
folg' sacht ich Deiner Sehnsucht, sacht —  
Die Geige klagt.

Das Lied ist trüb; ein Schmerzensschrei —  
Die arme Geige ist verstummt.  
Der Regen singt am Haus vorbei,  
Das Cello brummt.

Camill Hoffmann.

## Schwedische Sommernacht.

Silberner Dämmerchein liegt  
Ueber dem Feld, wie ein Traum,  
Einsam ein Raubvogel fliegt  
fern dort am Waldesfaum.

Schleierweiß Nebel entsteigen  
Sumpfigen Wiesen am See,  
Elfen in schwebendem Reigen  
Singen von Menschenweh.

Frankfurt a/M.

Schmeichelnde Düste berauschend  
Ziehen dahin durch den Haag,  
Lerchen im Kornfelde lauschend  
flüstern sich zu: es wird Tag!

Blumen auf thaufrischen Auen  
Heben die Köpfcchen ganz sacht —  
— Selig, wer dich darf erschauen,  
Schwedische Sommernacht!

Arthur Pfungst.

## Feier.

Im Garten meiner Seele  
Da ist es wunderbar,  
Da gehn meine weißen Träume  
Mit Chrysanthenen im Haar.

Im Garten meiner Seele  
Da singen sie märchentief  
Von der großen Sehnsucht der Liebe,  
Die wunderbar in mir schlief.

Und leise wandelt der Abend  
Wie eine verwunschene Frau,  
Mit großen, verträumten Augen —  
Die fernem leuchten so blau. —

Durch's stille Land geht leise  
Die Liebe und winkt mit der Hand,  
Sie trägt im Haar eine Blume  
Wie flammender Sonnenbrand. —

In mir ist ein heiliges Singen,  
Es tönt so wunderbar,  
Von der großen Sehnsucht der Seele,  
Von der Liebe, die endlich kam. —

Prag.

Paul Leppin.



## Schleier.

Wie ich mich auch capricire  
Deiner Seele Grund zu hellen, —  
Kaum berüh' ich sacht den Spiegel  
Und er hüllt sich flugs in Wellen.

Plauderwellen, weiche, goldne,  
Knüpfen endlos ihre Schlingen,  
Weben dichte Zauberschleier,  
Daß kein Blick mag tiefer dringen.

Und so bleibst Du mir ein Räthsel,  
Doch ich preise Gottes Gnade,  
Denn ein aufgelöstes Räthsel  
Legt man achlos in die Lade.

Grethen b. Dürkheim a. H.

Hermann Schäfer.



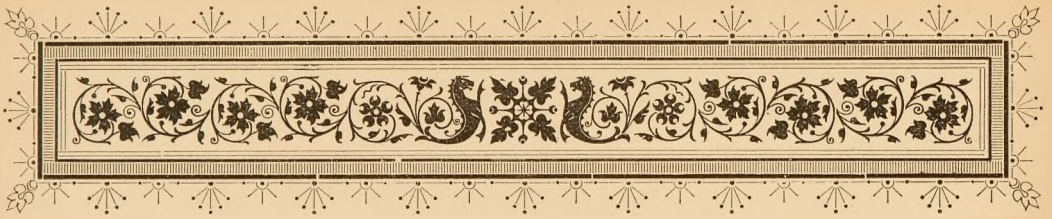
## Am Ufer.

Am Ufer hab' ich lang geseffen  
Und habe in den Strom gestarrt.  
Mit Bildern, die ich halb vergessen,  
Hat er die Seele mir genarrt.  
Mit Tönen, die mir längst verklungen,  
Spann er mich in Gedanken ein —  
Sein rauschend Lied ist mir gedrungen  
In's welkenmüde Herz hinein. —  
Ich saß und sann und sah ihn gleiten —  
Bald wird im Meere er vergehn —  
Da werden neu die alten Zeiten,  
Da ich als Bächlein ihn gesehn,  
Breslau.

Da ich am steilen Bergesrande  
Dereinst an seiner Quelle stand  
Und in die sonnenhellen Lande  
Den Jubelgruß hinabgesandt.  
Ich hörte jene Töne wieder;  
Sie flüstert' leis der Wellen Lauf,  
Ein Nachhall meiner Jugendlieder  
Quoll aus des Stromes Rauschen auf.  
Schon wälzt dem Meere er die weichen,  
Die breiten Wasserwogen zu —  
Und wann wirst Du dein Ziel erreichen,  
Mein armes Herz — wann endest Du?

Franz Lomnitz.





## Unterwegs.

Es litt mich nicht mehr in dem engen Hause — in dem einförmigen Leben — in der ewig-gleichen, mechanischen Thätigkeit. — Ich mußte fort — hinaus in die Welt, die Welt meiner Phantasie. Ich wollte dahin, wo das Leben in Straßen und Gassen fluthete, wo in goldnem Sonnenschein Ringen und Streben — dorthin, wo Platz für Kraft und Muth. —

Ich mußte fort — unnenmbare Sehnsucht hatte mich erfaßt. Ich wollte leben — leben mit jeder Faser meines Herzens, mit jedem Atom meiner Kraft.

Und so schied ich — mir ward das Scheiden nicht schwer.

Wir hatten uns nicht mehr verstanden. — Eine andre Art des Denkens und Fühlens, andere Grundbegriffe und Lebens-Auffassung trennten uns und machten mich ihnen fremd. —

Ich sehnte mich nach Menschen — Menschen, die in meiner Sprache sprachen, mit meinen Gedanken dachten und mit meinen Augen sahen; nach Menschen, die mich verstünden.

Und ich war so froh — war ich doch noch jung — und lag doch die Welt vor mir in strahlender goldener Pracht.

Und ich schritt dahin durch dunkle rauschende Wälder, eilte im Vollgefühle meiner Kraft über duftige, saftige Wiesen, die Brust vom Glücksgefühl geschwellt. — Wie war doch die Welt so schön — so schön — jetzt da mir der Kampf gewiß, da ich mir mein Theil am Glück erobern durfte — da ich mich regen und schaffen durfte nach meiner Wahl. —

Sanft absteigend führt mich der Weg hinab zum Flusse, der seine Wogen durch die Fluren zieht. Die Sonne liegt in ihrer jungen Pracht auf seinen Fluthen — das gleißt und glitzert — rauscht und rieselt. Gurrende, schluchzende Laute sind es, die die Strömung am leise überragenden Ufer hervorrufen.

Und ich setze mich nieder in das hohe, schwellende Gras hart am Rande und starre hinein in das fließende, smaragdgrüne, flimmernde Gewässer. — Ist es doch in seinem unaufhalt samen Vorwärtstreben ein Bild meiner Wünsche — mit seinen geheimnißvollen Lauten ein Echo meiner Seele.

Es kullt mich ein mit seinem weichen Plätschern — es gewinnt Macht über meine Gedanken. — Seine Töne lagern sich schwer auf mein Hirn — wie ein dichter undurchbringlicher Schleier — mein Wille schwindet — und neue Gedanken, die mir fremd, die nicht die meinen sind, wühlen in meinem Kopfe und bohren sich ein, gewinnen Gestalt und zwingen mich in ihren Bann. — —

— — Was soll ich wohl in der Welt — bei der großen verständnißlosen Menge? Soll ich wieder fremd sein unter Fremden — einsam unter Tausenden? Ist es nicht besser, ich bliebe hier? Ich baute meine Hütte hier am Flusse in weltferner, zufriedener Zurückgezogenheit? Bin ich wohl ausgezogen, um Menschen zu finden? Nein! um mich selbst zu finden! und wo könnte ich das wohl besser, als in der Stille, in ungestörter Betrachtung meiner selbst? Wo wäre ich wohl besser geborgen vor den zersetzenden Einflüssen des Lebens als hier — angefichts des heiligen Stromes, der mir Ruhe und Frieden in die Seele gießt?

Und ich bleibe — bleibe — mondlang — jahrelang — in stummer Selbstbetrachtung — in wunschlosem, unthätigem Hinstarren auf die rinnende Wasserfläche, im Lauschen auf die Stimme meines Innern.

Endlos in seiner Breite dehnt sich der Strom vor mir. Ich kann das andere Ufer nicht sehen — leichte Schleier hüllen es ein. Aber meine Augen dringen von Tag zu Tage tiefer hinein in den hüllenden Flor, gewinnen von Tag zu Tage an Kraft und Fähigkeit — und der Wunsch, seine Geheimnisse zu entschleiern, schärft sie.

Ein glücklicher Zufall kommt mir endlich, endlich zu Hilfe — der Sturm zerreißt den Nebel — und ich sehe hinüber — hinein in das Wunderland meiner Jugendträume. — Schön liegt es da — schön und still — von den glühendsten Sontentönen übergossen. — Weite, weite, wunderbare Gärten, rothglühende Blüten, winkende, wiegende Bäume. Menschen sehe ich wandeln in weißen, wallenden Gewändern in stiller stolzer Glückseligkeit — mit den leuchtenden Augen des Allwissens.

Drüben wandeln die Seligen in hellster Sonnengluth — während ich hier mein Leben in dumpfem Grübeln verbrachte. Betrogen bin ich! betrogen um mein Glück!

Ich muß hinüber! Flehend strecke ich meine Arme aus nach dem Land meiner Sehnsucht. — Aber wo wäre das Fahrzeug, das mich hinüberbrächte, das mich hintrüge zu jenen Glücklichen. Und doch muß ich, muß ich hinüber!

Aus Reis und Röbricht, Wurzeln und Knitteln, die der Strom heranträgt, beginne ich ein Floß zu bauen in fieberhaftem Begehren. Und ich arbeite und arbeite — Tage und Monde — und oft zerreißen die Wogen, was ich gebaut.

Längst wieder hat sich der Nebelschleier geschlossen — das graue Nichts deckt das glückstrahlende Ufer — aber es steht vor meinem Auge, wie ich es gesehn in trunkner flammender Schöne.

Mond um Mond verstreicht — denn meine Hand ist schwach und unfundig.

Aber endlich, endlich bin ich fertig und mit erneuter Glückseligkeit stoße ich ab vom Ufer — hinein in die kreisende wallende Fluth — hinüber in den wogenden Nebel.

Und nun gleite, ich vom Strome fortgerissen, von Wirbeln im Kreise gedreht, dahin und steure hinüber, hinüber. — Tage — Monde lang auf endloser Wasserfläche. — Längst entschwand mir das Ufer, von dem ich abstieß — und das, nach dem ich steure, liegt im Nebel, und ich komme und komme nicht näher. Mit heißem Sehnen verlange ich hinüber — aber erbarmungslos treibt mich die Fluth dahin in grauem, erstickendem Dunst.

Da schleicht sich die Furcht in mein Herz und zerstört in ihrer eisigen Umarmung die letzten Sonnenblüthen meiner Hoffnung; die Furcht vor dem grauen Nichts.

Im Wasser erblicke ich mein Bild. — Mein Haar ist grau, meine Wangen welk und mein Blick trübe. Ich ward alt — alt über dem Hoffen und Harren, dem Ringen und Kämpfen, und stumpf — so stumpf.

Nun weiß ich wohl, ich werde das Land meiner Sehnsucht nie erreichen — denn nur eine Täuschung zeigte mir ein Ufer — zeigte mir das glühende, blüthenbedeckte Wunderland. Ich glaubte es jenseits des Flusses vor mir zu sehen — und da ich abstieß, es zu erreichen, treib ich auf schwachem Floß auf dem uferlosen Meere.

Verloren — alles verloren — Jugend und Glück.

Und in wilder Verzweiflung über mein nutzlos verbrachtes Leben will ich ein Ende; ein Ende all dieser hoffnungslosen Noth. — Auf die Kniee stürzend beuge ich mich hinab zur Fluth, und den Kopf voraus sinke ich in die kreisenden, schäumenden Wogen.

\*

\*

\*

Das Gefühl des kalten Wassers bringt mich zur Besinnung — ich schlage die Augen auf und finde mich am Uferande liegend, über mich gebeugt einen Mann, anscheinend einen Fischer, der mir eifrig Wasser über Kopf und Stirn gießt.

„Das war die höchste Zeit“, meint er trocken, „Sie hätten den schönsten Sonnenstich kriegen können. Wer setzt sich denn aber auch noch dazu ohne Hut in die Sonne! hier am Fluß, wo der Widerschein vom Wasser einen blendet und schwindlig macht. Na, da trinken Sie mal — es wird Ihnen gut thun.“ Sorgsam flößt er mir das kühle Wasser ein.

Ich bin ganz verwirrt — kann keinen Gedanken fassen — in meinem Kopfe dreht sich Alles — mir schwindelt und kraftlos sinke ich zurück.

Da ich wieder zur Besinnung komme, finde ich mich in der Hütte meines Retters, auf seinem Lager hingestreckt.

Ich bin so schwach, so unfählich schwach, so zerschlagen an allen Gliedern — und doch so froh, so von Herzen froh. Bin ich ja doch nicht mehr der verzweifelte Greis, der in der Meerfluth ein Ende seiner Qual sucht — ich bin ja der wieder, der ich war, als ich hinaus- zog — jung und mit freudigem Muth — und auf dem Wege ins Leben. —

Breslau.

Franz Lomnitz.

## Max Heinzel †.

Nun haben wir auch unsern Max begraben, den Max des Schlesierlandes kurzweg. Lange hat der Nernste ringen müssen, ehe „der Tod, der aale quittegaale Schaffner ihm in's Coupée nei schrie: Aussteigen! Station Jenseits“. — Es war ein stiller Herbstnachmittag, ein Sonnabend, da wir den Theuren auf dem evangelischen Kirchhofe zu Schweidnitz in die Grube senkten. Hunderte von wirklich Leidtragenden umstanden den mit unzähligen Kränzen geschmückten Sarg. Neben den vornehmen Städtern, neben den Vertretern der Communen, Logen, Corporationen und Vereine sah man auch schlichte, derbe Bauersleute. Männer und Frauen aus den Baberhäusern, aus der viele Jahre hindurch so gern von Heinzel und den Seinen aufgesuchten Sommerfrische, waren es, die es sich nicht hatten nehmen lassen, „ihren“ Max zu Grabe zu geleiten.

Und wie sie ihn den ihren nannten, so war nicht ein Bund, nicht eine Vereinigung dort vertreten, die nicht das Gleiche gefühlt hätte. Alle sagten sich — nuser Mar ist dahingegangen.

Wir von der Breslauer Dichterschule hatten vor Allen ein Recht ihn den Unfern zu nennen.

Unser sieben waren wir, die ihn hinaus geleiteten: Barchewitz, Barsch, Biberfeld, Jassa, Philo vom Walde, Sittenfeld und G. N. St. Schneider (Stanislas). Sie Alle hatten ihm im Leben nahegestanden, sie waren ihm durch jahrelange treue Freundschaft innig verbunden gewesen.

Der Verein hatte ein herrliches Blumenarrangement auf den Sarg gelegt und von feinen Mitgliedern hatte noch Söderström-Grünberg eine prächtige Lorbeerkrone und Dr. Löwe-Breslau einen kostbaren Kranz gestiftet.

Freund Barchewitz, der ihm auch räumlich seit langer Zeit nahe gewesen war, hatte ihm noch wenige Tage zuvor zum letzten, fünfundschzigsten Geburtstage ein herzliches Poëm gewidmet. Es sei hier, nicht nur seines poetischen Werthes wegen zum Abdruck gebracht, sondern auch deshalb, weil es die Beziehungen der beiden Poeten zu einander und zu unserem Bunde treffend zum Ausdruck bringt.

An Max Heinzel  
zum 28. October 1898.

Denkst Du noch der alten Zeit  
So vor sechsunddreißig Jahren,  
Lieber Freund, und wie wir waren  
Eitel Muth und Fröhlichkeit?

War da, klein und unbekannt,  
Ein Verein von jungen Dichtern,  
Gänzlich frei von großen Dichtern,  
Die sich stolz uns abgewandt.

Suchend eine höh're Welt  
Hatten dorten uns gefunden  
Auch wir Zwei, in schönen Stunden  
Von der Dichtung Glanz erhellet.

Du, ein fruchtbehangner Baum,  
Ich, ein Sträußlein in der Blüthe,  
Hat uns beide im Gemüthe  
Froh gemacht derselbe Traum.

Träume schwinden; — doch wir Zwei  
Haben fest ein Gut gehalten,  
Das bei Greisenhaar und Falten  
Wunder wirkt, wie Zauberei:

Freundschaft bis zum Aschenkrug,  
Freundschaft, die im Sturm der Zeiten,  
In der Lage stillem Gleiten  
Ew'ge Dauer in sich trug.

Dankbar fühl' ich heut das Glück,  
Das Dich mir zum Freund gegeben,  
Der veredelt mir das Leben;  
Dankbar denke ich zurück.

Und zum Himmel heb' ich heut  
Brünstig betend auf die Hände,  
Daß er Dir Genesung sende —  
Und was sonst Dein Herz erstreut.

Schweidnitz.

Friedrich Barchewitz.

Bei Gelegenheit seines sechzigsten Geburtstages im October 1893 hatte die Breslauer Dichterschule ihr hervorragendes Mitglied durch eine festliche Veranstaltung geehrt, wobei in Wort und Klang der Verehrung und der Anerkennung Heinzels vielfach herzlicher und beredter Ausdruck gegeben worden war. Auf Anregung des Vereins fand damals auch im Lobetheater eine Heinzel-Fest-Vorstellung statt, die mit lebhafter Theilnahme und vielem Beifall seitens des Breslauer Publikums aufgenommen wurde. Ferner gab damals die Breslauer Dichterschule zu Ehren des Gefeierten eine sechszehn Seiten starke Festschrift heraus: „Herbstblätter“, Skizzen und Festgedichte mit Beiträgen von Paul Barsch, Hermann Bauch, Carl Biberfeld, Felix Dahn, Adolf Freyhan, Jul. Gehlshofen, Th. Köhlig, Maximilian Schlesinger, Philo vom Walde und F. G. Ad. Weiß. Das Büchlein enthält außer dem trefflichen Bilde Heinzels noch eine hübsche Abbildung der Heinzel-Steine im Schleißchen Riesengebirge.\*)

F. G. Ad. Weiß war es, der darin die Lebensgeschichte seines Freundes in kurzen Zügen gab,

\*) Anmerkung der Redaction: Von dieser prächtigen Erinnerungs-Festschrift ist noch eine kleine Anzahl vorhanden, die zum ermäßigten Preise von 40 Pfg. pro Heft durch die Redaction der Monatsblätter oder die Buchhandlung von Josef Max & Co. zu beziehen ist.

Paul Barsch und Maximilian Schlegler vervollständigten das Bild des Gefeierten. Wir könnten heut dem dort Gefagten nur wenig zufügen. Nur freudig nachfragen können wir, daß just aus Anlaß seines sechszigsten Geburtstages sich die Beliebtheit unseres heimischen Poeten auf das Herrlichste offenbarte.

Ihm, der oft mit des Lebens Sorgen zu kämpfen hatte, wurde eine stattliche Ehrengabe überreicht, die ihn vor dem Schlimmsten sicherte und zu der Arm und Reich, Vornehm und Gering, Dorf und Stadt in gleicher Weise freiwillig Beiträge geleistet hatten. Die Provinz, wie die Schillerstiftung setzten ihm einen jährlichen Ehrensold aus. So hätte sich ihm das Dasein noch erträglich gestalten können. Der von ihm herausgegebene Kalender: „Der gemüthliche Schläfänger“, die Vorlesungen, zu denen er allervorten dringend eingeladen wurde, sie hätten ihm, dem Bescheidenen, im Verein mit den obigen Spenden, ein sorgloses Leben ermöglicht, wenn sich nicht die entsetzliche Krankheit eingestellt hätte, die seit Beginn dieses Jahres den starken Körper aushöhlte, sodaß er sich schließlich wie innerlich „zerfiemmt“ fühlte.

So ward ihm der Tod zur Erlösung.

Die Nachricht von seinem Ableben erregte in ganz Schlesien, obwohl sie nicht unerwartet kam, das herzlichste Bedauern. Alle Zeitungen der Provinzen brachten längere oder kürzere Artikel über die Bedeutung des verschiedenen Poeten. Einige, besonders charakteristische, seien hier wiedergegeben, um zu zeigen, wie hoch Heinzel's Bedeutung geschätzt, wie geliebt er wurde.

So schreibt z. B. die „Oberschl. Grenzztg.“:

„In Heinzel verliert unsre Provinz einen ihrer begabtesten Poeten, der wie kein Zweiter die spröde heimische Mundart zu meistern wußte, der eine scharfe Beobachtungsgabe für die Eigenart unseres Landvolkes mit frisch quellendem Humor, mit echt dichterischer Empfindung und reicher Gestaltungs-kraft verband.“

Ein Urtheil, dem sich der „Bote aus dem Riesengebirge“ mit den Worten anschließt: „Groß ist sein Verdienst um die heimatische Literatur, der er mit Holtei und Rößler eine schlesische Volksliteratur geschaffen hat. Die Gestalten seiner Erzählungen sind keine Hansnaren, sondern echte schlesische Charaktere, wie wir ihnen alle Tage begegnen.“

Der „Neue Görlitzer Anzeiger“ charakterisirt Heinzels Bedeutung wie folgt: „Kein Geringerer als der unvergeßliche Holtei, der mit Heinzel befreundet war, hat letzteren zu der schlesischen Dialectdichtung ermuntert, in welcher er so viele Erfolge errungen hat. Heinzel gehörte zu den Auserwählten, die es verstanden, mit ihren Dichtungen sich das Menschenherz zu erobern, zaubernmächtig bis in die Tiefen der Menschenbrust zu dringen, das Gemüth zu erheben und zu stärken“ und prophezeit ihm ein dauerndes Andenken:

„Fortleben wird der Berewigte in den Herzen aller echten Schlesier. — Die „Heinzel-Abende“, welche schon seit Jahren hier speciell in Görlitz kultivirt worden, werden auch ferner dazu beitragen, daß sein Gedächtniß nicht verlischt.“

Fast noch mehr aber wird seine innige Heimaths-Liebe hervorgehoben, das innige Band, das ihn mit Schlesien und allen seinen Bewohnern verknüpfte.

„Ganz Schlesien trauert an der Bahre des Dichters, der durch seine herrlichen Gefänge seiner schlesischen Heimath ein Denkmal errichtet hat, dauerhafter als Erz“ schrieb der „Breslauer General-Anzeiger“, dem sich der „Niederschlesische Anzeiger“ mit den Worten anschließt:

„Die Grundzüge seiner gesammten literarischen Production, vor Allem seiner Dialect-Dichtungen, sind innige Begeisterung für die Herrlichkeit der Natur, Menschenliebe und schwärmerische Hingabe an sein schönes, sein trautes Heimathsland, das zu preisen er nicht müde wurde, zu dessen Lobe er immer neue herrliche Töne fand.“

Die „Breslauer Gerichtszeitung“ läßt sich also vernehmen: „Als Poet hat er in Schlesien volle Werthschätzung gefunden; er ist gepriesen, gefeiert und gelesen worden, wie vor ihm kein anderer schlesischer Dichter; seine Bücher waren in den Palästen der schlesischen Hocharistokratie ebenso heimisch, als in den ärmlichen Wohnungen geistig regsamere Handwerks- und Arbeitsleute. Sogar Herr Cardinal Dr. Ropp, dessen Wiege bekanntlich nicht in Schlesien stand, äußerte seinen freudigen Beifall, als ihm eines Tages ein Heinkelbuch in die Hände gefallen war und er darin gelesen hatte.“

Und in der „Breslauer Zeitung“ trifft Philo vom Walde mit folgender Ausführung das Richtige: „Heinzel war eine ungemein vielseitige Poetennatur, auf den verschiedensten Gebieten hat er sich mit Glück versucht und Dauerndes geschaffen. Während es Holtei nie über sich gewinnen konnte, in Dialect Prosa zu schreiben — Heinzel hat darin eine kaum zu überbietende Meisterchaft gezeigt und eigentlich schon vor Robert Rößler die Dialect-Prosa angebahnt. Er hat die Dialect-Humoreske volkstümlich gemacht. Als Holtei starb, war zur Noth der gebildete Städter für den Dialect gewonnen, jetzt, beim Heimgange Heinzels, liest der schlesische Bauer und Handwerker ebenso flott und gern die Erzählungen vom Dorfe, die des Seligen Kalender: „Der gemüthliche Schläfänger“ nun schon seit siebzehn Jahren ins Volk streut. Jetzt fühlt sich kein Bauer mehr getroffen und verlegt wie Anfangs, jetzt liebt man die Geschichten in der Bauernsprache fast mehr als die in dem fernliegenden Hochdeutsch. Das ist Mar Heinzels bleibendes Verdienst!“

Aber jede Feder, die ihn als Poeten, als begeisterten Sänger der Heimath preist, hebt zugleich seine fast idealen persönlichen Eigenschaften hervor. So die „Reißer Presse“, wenn sie schreibt: „Was Heinzel der Kunst, dem Schlesierlande, sowie dem ganzen Vaterlande war, das wissen seine zahlreichen Verehrer und Freunde, was er als Mensch war, das ist in wenigen, aber inhaltreichen Worten gesagt: groß, vornehm, edel!“

Oder der „Neue Görlitzer Anzeiger“, wenn er feststellt: „In Schweidnitz hat einer der edelsten und besten Söhne der heimathlichen Provinz sein Haupt zum ewigen Schlummer niedergelegt, betrauert vom ganzen Schlesiervolke.“

„Viele kannten ihn persönlich. In allen Städten unseres lieben Landes war er als fahrender Rhapsode aufgetreten, um in erntebewegter Zeit als wichtiger Merlin des Humors die Leute wieder das Lachen zu lehren! Da trat er auf in seiner herzgewinnenden, liebfreundlichen Weise — und kaum war das erste Wort aus seinem Munde erklingen, da ging ein Zauber durch den ganzen Saal. Wie plastisch wußte Heinzel jede seiner Gestalten in

wenigen Strichen vor dem Geiste des Zuhörers zu zeichnen!“ heißt es an einer andern Stelle der „Breslauer Zeitung“.

„Verstummt ist auf ewig der Mund, der die herrlichen Lieder sang, erloschen der treue, herzliche Blick, der jedem, Groß oder Gering, so freundlich und liebevoll begegnete. Die Trauer um seinen Tod wird in ganz Schlesien allgemein sein und manche Thräne wird dem Andenken des edlen Mannes, des gemüthvollen Dichters, des Humoristen fließen, der vielen Tausenden frohe Stunden bereitet hat!“ entnehmen wir einem eingehenden Ferriqueton der „Schlesischen Morgenzeitung“.

„Bescheiden und anspruchlos in seinem Dichten und Trachten, war er eine durch und durch edle Natur, in den Pfaden seines großen Vorgängers Holtei wandelnd!“ schreibt das „Nieder-schlesische Tageblatt“ in einem zweiten Artikel.

„Er zeigte sich allen Menschen gegenüber von gleicher bestrickender Freundlichkeit; nach jeder Hand, die sich ihm grüßend entgegenstreckte, griff er mit beiden Händen und drückte und schüttelte sie kräftig und jeden Gruß erwiderte er mindestens dreifach. Dabei war er von rührender Bescheidenheit und im prunkfeinden Festsaale ward er selten das Gefühl los, als sei er unter den heiteren Festtheilnehmern der niederste und letzte“; — so heißt es ferner in der „Breslauer Gerichts-Zeitung“, die noch hervorhebt:

„Das Schlesiensland verlor in ihm nicht nur seinen lebenswürdigsten Dichter und die volksthümlichste Persönlichkeit — es verlor in ihm den Mann, in dessen Wesen sich das schlesische Volksthum sozusagen verkörperte. In diesem Sinne war er der erste und zugleich der beste Schlesier.“

Die Rücksicht auf den Raum verbietet leider, noch weitere Citate anzuführen.

Nun ein Wort über das Verhältniß Heinzel's zur Breslauer Dichterschule. Es war eine alte Liebe, die Beide mit einander verband. Im Jahre 1861 trat Heinzel zum ersten Male in Beziehungen zu ihr. Er verließ damals — im November jenes Jahres — ein Gedicht: „Bergfahrt“, das die Beachtung aller Hörer erregte. In den früher vom Vereine edirten Publicationen, den „Lieder und Balladen“ (1864) dem „Album Schlesiischer Dichter“ finden wir Heinzel zumeist mit hochdeutschen Gedichten vertreten. Aber auch Dialectgedichte sind hier veröffentlicht, die er später in sein erstes Buch: „Vägerle flieg aus“ aufnahm. Seit Bestehen der „Monatsblätter“ war er regelmäßiger Mitarbeiter von ihnen. Hier kamen all die beliebten gereimten „Schnoken“ zum ersten Abdruck, die seinen Namen so populär machten, wie „Der Länbrich“, „Der Balbier“, „Der Kürasser“ u. s. w. Natürlich daneben auch eine

große Anzahl seiner hochdeutschen Schöpfungen. Sein letzter Beitrag im Jahre 1897 trug bezeichnenderweise den Titel: „Das Sterbekraut“, wie sich Heinzel denn oft mit dem Gedanken an den Tod dichterisch befaßte.

Der Dichterschule, der Heinzel dreiunddreißig Jahre lang angehört hatte, blieb er auch bis zum Tode treu. Ihr und der Ehrung seines verehrten Holtei galt auch sein letztes Erscheinen in der Oeffentlichkeit. Philo vom Walde schreibt darüber:

„Am Holteis hundertstem Geburtslage hat Mar Heinzel von seiner geliebten Schläsing literarischen Abschied genommen. Wie treu sind mir jene Bilder noch in der Erinnerung! Es war an einem Sonntage. Schon hatte die Matinee der „Breslauer Dichterschule“ im Foyer des Stadttheaters begonnen, als Mar Heinzel direct von der Bahn herbeigeekelt kam, um den Manen seines Meisters den schuldigen Dank zu zollen. Ach, er sah so müde, so müde aus! Und als er erschöpft auf seinem Stuhle niedergesunken war, mit schmerzverklärtem Gesicht, — da überkam mich eine unendlich bangsam-gewisse Ahnung: Nicht lange mehr — und der geliebte Freund wird nicht mehr sein. . . . Es wurde Abend. Gegen Mitternacht erst hatte sich Heinzel aus den Freundesreihen im „Verein für Volkskunde“ loszureißen vermocht, um auch noch ein Stündlein in der „Dichterschule“ mitfeiern zu können. In demselben Augenblick, als unsere Gläser ihm klangen und ich die fröhlichen Sangesbrüder aufgefordert hatte: dem Erben Holteis die kurze Spanne Lebenszeit noch recht freudenvoll zu gestalten — da kam der so heiß Gesehnte zur Thür des Festsaales herein. Was gab es da für einen Jubel, und wie war auch er selig, wieder einmal unter denen weilen zu dürfen, die ihn als Poeten doch am besten verstanden! Aber nur kurze Zeit hielt er Einkehr bei uns — er fühlte sich müde zum Sterben. Und dann am nächsten Abende raffte er sich nochmals auf, um im „Humboldt-Verein“ unter endlosem Jubel als echter Vertreter schlesischen Volksthum's zum Volke zu reden. Das war sein Abschied.“

Aus eigener Anschauung darf ich hinzufügen: Es war ein ergreifender, idealer Abschied. Denn als er mit der treuen Lebensgefährtin und der einzigen, ihm gebliebenen Tochter — sich schon leidend fühlend — vor Schluß des Volksunterhaltungsabends im Schiefwerder den Saal verließ; da erhoben sich, wie auf ein gegebenes Zeichen, unwillkürlich all' die Tausende aus dem Volke, und ihr Hochrufen, ihr Beifallsstößen, die Zeichen ihrer Liebe und ihrer Verehrung begleiteten die kleine Gruppe bis zur Thüre!“

So endete Heinzel seine öffentliche Thätigkeit. Ehre ihm, Ehre seinem Andenken!

L. S.

## Berliner Theater.

Die Redaction der „Monatsblätter“ hat mich ersucht, ihr über die bedeutungsvollsten Berliner Erstausführungen periodisch zu berichten, und ich komme diesem Wunsche um so bereitwilliger nach, als ich selbst das Bedürfniß verspüre, allerlei kritische Betrachtungen anzustellen, für die sich anderwärts wenig Raum übrig zu zeigen scheint. Meine Leser werden manchmal constatiren müssen, daß meine Urtheile oft von den ihnen durch die Berliner Presse

vorher bekannnten „Kritiken“ weit abweichen. Ich ver sichere sie von vornherein: die Schuld daran habe nicht ich, sondern immer nur die — Anderen. — Man muß nämlich erst wissen, was dem berlinischen Publikum als „Kritik“ aufgeschwacht wird. Mich lange darüber aufzuhalten, ist wohl kaum nöthig. Man kennt ja die bekannnten „kritischen Züngelchen“, die, wenn sie sich so Nachmittags um Fünfe in's Cafféhaus „begeben“, die Augen aller Neidlinge

auf sich ziehen, und es passiert manchmal, daß Einer dem Anderen zuflüstert: „Sie, das ist der Herr Kritiker vom „kleinen Journal“! Er hat die frechste Sch — — von ganz Berlin.“ Ich möchte hier nur verrathen, daß diese Jüngelchen — zwölf von ihnen gehen genau auf's Duzend — in den — mille pardon! — rauschenden Unterröcken mancher von Talentlosigkeit strogenden Schauspielerin so überraschend gut bewandert sind, daß ihnen schon darum gewisse Elementarforderungen einer christlichen kritischen Arbeit hehoba sein dürfen. . . Warum ich diese Eingangszellen vor meinen ersten Bericht stellen mußte, wird man bald erfahren können.

Vor einiger Zeit spielte man im „Deutschen Theater“ die jüngste dramatische Arbeit Schnitzlers „Das Ver mächt'niß“. Schnitzler hat uns den „Anatol“ gegeben, ein paar nette, graziose Szenen, die allerdings auf französischen Einfluß zurückgehen. In „Liebele!“ kam er dramatisch, nachdem das „Märchen“ schleunigst in Vergessenheit gekommen war. Und der erste Act der Liebele! war sehr hübsch, stimmungsvoll, bis die kleine Kraft des Wieners in den letzten beiden Acten natürlich zusammenbrach. Alle Welt aber sprach damals von einem neuen Genius; so konnte das „Freiwild“, diese langweilige Dramatisirung einer thrauerreichen Marlittade ihn auch die Gunst des Publikums nicht rauben, außerdem war die Sache zufällig hochactuell! Und so wurde der nicht unbegabte Schnitzler immer kühner; diesmal wollte er sogar eine Tragödie bringen; eine Tragödie mit einem sogenannten Problem. Diese Absicht merkte man nämlich, wenn man aufpaßte; denn nicht auf die dumme Tendenz von wegen der Unhaltbarkeit eines schiefen Verhältnisses kam es ihm an, sondern, wie man zu seiner Ehre annehmen darf, auf die Tragik eines glücklichen Speiekerkreises, dem nach und nach alles vom Tode entrißnen wird, was er von Rechtswegen lieben mußte. Wiederum war Schnitzler in Verlegenheit, wie das am besten zu machen sei, denn weinen muß bei ihm das ganze Haus. Er hilft sich rasch: Der Sohn bricht im ersten Acte das Genick, sein unehelicher Sprößling ist so schwächlich, daß er schon im zweiten Acte sterben darf. Was Wunder also, wenn das „Mädel“, die Mutter dieses Kindes, die nunmehr von den Alten an die frische Luft gesetzt wird, in's Wasser geht! Und wirklich sah man ob dieser Schauernärr kein schönes Frauenaugen trocken. — Ich habe oben gesagt, daß sich die Sache in einem Speiekerkreise abspielt. Das ist bei Schnitzler immer der Fall, und da er einmal der Tragödie des Speiekers ist, ist ihm der Erfolg bei diesen Leuten auch sicher. Ist denn noch keinem meiner Herren Mitkritiker aufgefallen, daß niemals ein besserer Mensch, Einer mit feineren Instincten oder gar mit überdurchschnittlichen Maßen von Schnitzlers Gnaden lebt? Aber das ist ja die traurige Nothwendigkeit, die aus der Misere der Kritik hervorgeht. Hat schon Einer ein Fünkchen Talent, das sich gefällig dem Geschmaack der 99 unter 100 anschmiegt, wird schon die Trommel gerührt; der Kleine weiß sich vor dem Vorbeerregen nicht anders zu retten, als daß er ausgebenen ihn als Hutmütze nimmt und seine knäbische Kraft an Goldbarren wagt, die nur ein starker Köhner zu nützen vermag. Und deshalb ist das letzte Schnitzler'sche Stück ein blanker, werthloser Schmarren . . .

Mit Max Halbe liegt die Sache wesentlich anders. Seine „Jugend“ hätte man gern hinter die Coulissen gejagt; aber ihre blühende, stimmungübergossene Jugendfreude schlug mit Macht durch. Darum rächte man sich an den folgenden Arbeiten und warf ihm unablässig vor, daß er einmal den Erstling geschaffen hatte. Arge Freunde vergötterten ihn, der thatsächlich einer der feinsten Lyriker der Gegenwart ist, in dessen Welt die kleinen Menschenkinder heißes Blut in den Adern fühlen. Und das verdarb auch Halbe. Er wollte mit seinem „Eroberer“ sich die ferne Krone eines kleinen Literaturkönigs holen. Im Grunde dieses Dramas liegt ein Problem, das nur Halbe ausfühlen und nur Halbe gestalten konnte. War in seinem Erstling der tragische Raub der Zwanzigjährigen der Vorwurf, so wäre der „Eroberer“ beinahe das Document des darüber Hinausgeriffenen geworden, des kraftvollen Mannes, der seine Kraft nur erhält, wenn ewiger, junger Frühling ihm in den Armen blüht. Sein Weib altet, und so träumt sein Kopf an den weißen Bräuten einer jungen Schönheit. Sein Blick entsetzt sich vor welker Sommerreise; neu, ewig neu muß ihm sprossender Frühling seine jungen Kräfte geben, damit er selbst seine männliche Jugend erhalte. Das ist ein prachtvolles Problem. Und Halbe hat thatsächlich in den ersten beiden Acten Szenen gedichtet, die zu dem Allerbesten gehören, das die neue Literatur geboten hat. Aber Halbe hat beweisen zu sollen geglaubt, daß er nicht nur den Menschen und seine Erotik, sondern, daß er den großen Menschen dichten könne. Das war vom Uebel. Größe an sich fehlt ihm, er bedenkt nicht, daß er auch im Kleinen Großes schaffen könne. So schuf er einen phrasenseltigen Helden, dem das Blut ausgegangen scheint. Er sah sich dadurch vor einer unseligen Arbeitslast, die er nicht bewältigen konnte. Er mußte sich mit einer Technik ausbelfen, die unmöglich ist, und schließlich brach er zusammen. Gines ist klar: Er mußte aber sein Stück in die Zeit der Renaissance legen, wollte er die Lebensfreudigkeit des Helden am besten gestalten. Und ich constatire hiermit, daß Halbes Stück schon darum von hoher Bedeutung sein muß, weil ihm trotz aller grübelnden Ansätze die Sinnenlust der Renaissance, die schwüle, gluthitzternde Lust jener Zeit oft so bewunderungswürdig gut gegliickt ist, daß ich den „Eroberer“ trotz aller gewaltigen Mängel für ein Merkzeichen in der modernen Literatur halte. Er hat Leidenschaften darin geschaffen, die heute kein anderer Dichter in sich zu haben scheint, in ihrer prachtvollen, hürrnischen Größe. Und im zweiten Act giebt es eine Scene, die in ihrer einfachen, sinnlich-glühenden Kraft einzig dasteht. Man glaubt, ein von fieberndheißer Stimmung übergossenes Boccaciogeschichtchen sich vor den erstauten Augen abspielen zu sehen. Wundersam innig und leidenschaftsdurchbebt und feusch . . .

Dieses Stück fiel im Lessingtheater grauenvoll durch. Herr Jarno riß auf der Bühne faule Witze, was ich trotz seines Protestes beschwören kann; man kam aus dem Gröhlen nicht heraus. Und die Kritik riß es nach Mitternacht erbärmlich herunter. Was darin Wundervolles steckt, schien Niemand errathen zu haben. — So „macht“ man nämlich in Berlin — Literaturgeschichte.

Josef Glaser-Charlottenburg.

## Poet und Chronist.

Vor wenigen Wochen beging eines unserer ältesten Vereinsmitglieder, der verdienstvolle Chronist Breslans, F. G. Adolf Weiß zum sechzigsten Male seinen Geburtstag. Er pflegte den Tag stets in der Stille des engsten Familienkreises zu feiern, umgeben von den wenigen Getreuen, die er sich aus lang verflungener Jugendzeit mit hinübergerechelt hat in den Lebensherbst. Ihm fiel es nicht ein, daß es in diesem Jahre anders sein könnte! Er, der dem öffentlichen Leben durch langwierige Krankheit entzogen war, glaubte nicht, daß Jemand von diesem Tage Notiz nehmen würde.

Als Adolf Weiß an jenem Octobermorgen die Sonnenstrahlen in seiner bescheidenen trauten Wohnung sich haschen sah, huschte wohl ein wehes Lächeln der Erinnerung über seine Züge! an „einen Sonnenstrahl“ hatte er sich ja sein ganzes Leben lang geklamert, ein Sonnenstrahl hatte ihm Kummer und Leiden ertragen helfen! Und der Geburtstagssonnenstrahl war diesmal der leise Verkündiger einer großen freudigen Ueberraschung. Auf Veranlassung der „Breslauer Dichterschule“ verehrten ihm seine Freunde und Bewunderer ein werthvolles Geschenk. Und die Stadt Breslau ehrte sich selbst dadurch, daß sie ihrem ausgezeichneten Chronisten — ein Novum in der Stadtverwaltung! — ein ansehnliches Jahresgehalt aussetzte, das ihn für den Rest seines Lebens in der Noth schützen wird. Und wie feinführend ging Breslau zu Werke! Die Stadt entsandte mit ihrem Glückwunsch zum Dichter einen Dichter! Herrn Stadtrath Karl Jaenike — vor dem unsere Leser manch' schönes Lied kennen — war es vorbehalten, Adolf Weiß an seinem Geburtstage zu begrüßen. „Eine traurige Ueberraschung hat mich allemal erschüttert; aber ich konnte doch meine Fassung bewahren — diese — diese unerwartete frohe Botschaft raubte mir die Selbstbeherrschung!“ sagte kürzlich der Dichter: „Wie ein blöder Junge mag ich dagestanden haben! aber mir war das Herz voll zum Zerpringen, ich hätte was sagen wollen, so viel sagen wollen und brachte kein Wort über die Lippen . . .“

Also die Ueberraschung war völlig gelungen. Was die Ehrungen für den Dichter bedeuten, kann nur der ermesen, der ihn näher kennt. Er ist der bescheidenste und anspruchsloseste Mensch, der im aufreibenden struggle for life seine idealsten Träume in sich zerrinnen und seine schönsten dichterischen Gedanken, von dem Wurm der Sorge angegriffen, welken sehen mußte! Nun wird es anders und besser werden, nun, da er vor materieller Sorge geschützt ist. Wenn seine Gesundheit wieder gestählt sein wird, dann — dann werden zwei Wunderseen, Frau Sonne und Frau Muse ihm seine Ruhe lassen, bis sie das, was in seiner Seele nach Klarheit ringt, gehoben haben und offenbaren dürfen.

In den Monatsblättern hat Gustav Adolf Weiß seit ihrem Bestehen eine Fülle von Poesien veröffentlicht, die sich durch die Melodik der Sprache, abgeklärte Stimmung und Kraft des Gedankens auszeichnen. Diese drei Eigenthümlichkeiten verleugnen auch seine Erzählungen nicht, die alle auf Breslauer Boden gewachsen sind. Schade, daß grade die Breslauer von diesen Erzählungen erst eine einzige kennen: „Mamfell Eise.“ Sie ward vor Jahren in der Breslauer Gerichtszeitung ab-

gedruckt. Vielleicht erscheint gelegentlich: „Der schöne Teufel“ oder das „Eierprinzchen“ auf dem Plan.

Gustav Adolf Weiß hat keine aufregende, an Freuden reiche, aber doch eine zufriedene, frohe Jugend im Elternhause verlebt. Einfach und bescheiden ging's zu. Sein Vater war ein tüchtiger Schuhmachermeister, „ein Handwerker aus der alten Schule“, der von seinem Ruben erwartete, daß er dereinst auch einen ordentlichen Schuh machen würde. Das Mütterchen aber sah mit klugem Frauenblick gar bald, daß es mit dem „ordentlichen Schuh“ nimmer etwas werden würde, denn ihr Bube hatte gar so viel Träumereien an sich, er war auch zu sehr auf die Bücher verfallen. Und Gedichte las er ebenso gern, wie sie, denn die poetische Ader pulsrte schon im Mütterchen. Heimlich dichtete sie. Wenigstens fand ihr Sohn in ihrem Nachlaß eine Menge unbehilfliche Strophen, die sie in der Leuz- und Liebeszeit verfaßt haben mußte! Verse, in welchen der seine poetische Ausdruck die mangelhafte Form ersehnte. Weißens Mutter war eine persönliche Bekannte von Theodor Körner gewesen, mit dem sie während seines kurzen Aufenthalts in Breslau öfters zusammen gekommen war und dessen Lieder sie alle auswendig wußte und gern zu recitiren pflegte in der Dämmerzeit, wenn sie mit ihrem Strickzeug am Fenster saß . . . So hat Adolf Weiß auch wohl vom Mütterchen „die Lust zum Fabuliren“ geerbt, während des Vaters freimüthige Vaterlandsliebe und Religiosität auf ihn übergegangen sind. Die ersten schichternen poetischen Versuche machte Adolf als elfjähriger Volksschüler. Einige Jahre später, als er auf den Schusterschemel geschmalt wurde, fingen die Geister an zu rumoren in seinem Herzen und Hirn, da nähte und klopfte die Hand, und die Gedanken stiegen flott in's Gpos hinein. Da entstand „Heinrich IV. in Gaussta“, „Der Tod des Kaisers Nicolaus“, ja, was dem sonst noch alles! und nach des Tages Arbeit setzte er sich an seine Tischdecke und las und lernte. Ach, wenn er doch noch einige Jahre zur Schule gehen könnte! Dieser sehnsüchtige Wunsch ließ ihn nicht locker. Mit Hilfe einiger Freunde gelang es endlich den einsichtsvollen Eltern, ihn auf das Gymnasium zu schicken. Heidi! wie flog da der Bechdracht in die Ecke! . . . Die neue weite Perspective, die sich dem hochbegabten emigen Schüler eröffnete, hielt ihn völlig in ihrem Bann. Erst nach dem Tode seines geliebten Mütterchens brach die poetische Begeisterung wieder durch. Er verfiel in eine Art Ertause . . . er stand am Grabe der Mutter, schmerzzerzissen, da fiel „ein Sonnenstrahl“ über die Todtenblumen und lächelte ihm zu, und der Sonnenstrahl hatte in seinem Gefolge: Königin Poesie. Einige Lieder aus jenen Tagen hat er seiner Sammlung „Lieder und Fanfaren“, einverleibt, die vor wenigen Jahren im Verlage von Schabelitz in Zürich erschienen sind. Unerquickliche Verhältnisse störten das erhoffte Universitäts-Studium. So ward er früh auf eigene Füße gestellt, er ertheilte Unterricht und schriftstellerte; nebenbei aber trieb er leidenschaftlich Geschichte, nicht nur die vaterländische, sondern Weltgeschichte. Wollen Sie etwas wissen, verehrter Leser, etwas, das Ihnen kein Geschichtswerk, kein Professor verrathen kann, so

lenken Sie getrost Ihre Schritte zu Gustav Adolf Weiß, er wird Ihnen helfen! Was für einen Schatz geschichtlichen Wissens er in seinem Kopf aufgespeichert hat, davon macht sich kaum Einer eine Vorstellung! Und mit welcher minutiösen Sorgfalt er die Zeitgeschichte verfolgt, wie er liest, das muß man sehen. Lassen Sie sich einmal sein Heiligthum zeigen, einen einfachen großen Bücherschrank, dessen Fächer voll blauer Mappen sind. Jede Mappe trägt eine Aufschrift, die über ihren Inhalt in flüchtigem Umriß Kunde giebt. Und was für einen Inhalt haben diese unzähligen Pappendeckel? sie sind angefüllt mit Notizen, Namen, Daten, Excerpten, die Arbeit eines ganzen rastlosen Lebens. . .

Im Jahre 1861 wagte es der schüchternere junge Poet, das „Dichterkränzchen“ aufzusuchen. Eine literarische Vereinigung Breslauer Poeten, die sich allwöchentlich im „Trebnißer Hause“ am Ritterplatz ein Rendez-vous gaben. Ein Inserat im Morgenblatt erinnerte von Zeit zu Zeit daran, daß Gäste, die ein Interesse für Kunst und Literatur hätten, willkommen seien. Lange beunruhigte ihn der Gedanke: Soll ich's wagen, hinzugehen, dorthin, wo wirkliche Dichter sind? Er ging. Drollig war sein Debut. Mit einem Bündel Gedichte in der Rocktasche begab er sich in das ihm von einem Kellner bezeichnete Zimmer. Ein einziger Herr saß an dem großen ovalen Tische und las. Schen, von der Seite blickte Adolf Weiß zu ihm hin. . . Das war ein Dichter! Bald kam noch einer und noch einer — in hellen Haufen kamen sie, rauchten und tranken Bier und plauderten wie andere Sterbliche auch. Leise schlich der junge Poet wieder aus dem Zimmer zum Kellner: „Entschuldigen Sie — sind das alles Dichter?“ Mitleidig blickte ihn der Gefragte an: „Ja, gewiß, die Herren gehören zum Dichterkränzchen.“ Andachtsvoll begab er sich wieder auf seinen Platz und hörte und lauschte den Vorträgen und den Urtheilsprüchen zu. Plötzlich wandte sich einer der Herren auch an ihn: „Junger Herr, haben Sie etwa auch ein Gedicht mitgebracht? Nur heraus damit!“ In seiner Verlegenheit zog er das ganze „Actenbündel“ aus der Tasche. Jetzt waren es die Dichter, die andachtsvoll lauschten, was der Gast vorzutragen wußte. Und gefallen mochte es ihnen haben; denn am Schluß der Sitzung umarmten ihn die Herren Eisenhart und Finckenstein und baten ihn, keinen Vereinsabend mehr zu veräumen. Und das that er auch nicht. Als nach einiger Zeit durch eine Meinungsverschiedenheit im Verein eine Spaltung kam, die die Gründung der „Breslauer Dichterschule“ zur Folge hatte, trat

Gustav Adolf Weiß dem neuen Verein sofort bei. Das erste Gedicht von ihm, welches gedruckt ist, veröffentlichte das „Dichterkränzchen“ in seinem Almanach. Aus jenen idealen Zeiten datirte Weißens Freundschaft mit Heintel, Barchewitz, Söderström. Mit Max Heintel lebte er später einige Zeit in Berlin, sie theilten „ein Zimmer, eine Wurst und einen Noth“. Ging der eine aus und brauchte den Noth, so blieb der andere zu Haus und wartete der Heimkehr des Freundes. . . ein Bohemienleben voll Leid und Lust.

Wie liegt das nun weit zurück!

Die schaffensfreudigsten, aber auch angestrengtesten Jahre verbrachte Weiß in Graz, wo er als politischer Leiter der „Tagespost“ fast ein Decennium dort niederzulegen. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Liegnitz kam er nach Breslau zurück. Er schrieb die „Chronik der Stadt Breslau“, ein Werk, das eine empfindliche Lücke ausfüllte. Es ist nicht nur von Gelehrten und Fachleuten einhellig anerkannt worden, sondern durch seine klare Darstellung und leicht faßliche Schreibweise zu einem wahren Familienbuche geworden, das in keinem Breslauer Hause fehlen sollte. Zu andern größeren Werken hat er, von der „Breslauer Klatschkarte“, einer Sammlung Breslauer Redensarten abgesehen, leider nicht kommen können. Die „protestantischen Hornsignale“ sind schon vor einigen Jahren erschienen und haben großes Aufsehen gemacht, auch zu Polemik Veranlassung gegeben. Eine dauernde Freude bereitet er den Breslanern durch seine Feuilletons, die allsonntäglich in der „Breslauer Morgen-Zeitung“ erscheinen. Unter wie vielen Schmerzen mag er mitunter ein solches Feuilleton schreiben, da er doch seit Jahren körperlich leidet! das wissen jene nicht, die ihm entzückt auf seinen Wanderungen durch Alt-Breslau folgen. Sie lesen mit Behagen seine humorvollen Unterhaltungen mit den Frauen aus dem Volke, nicken dazu und flüstern: „Ja asu ist's, a hoat ganz recht.“

Seine tiefe Kenntniß des Breslauer Wesens und des Volkscharacters, seine gemüthvolle Sprache und die köstliche Kleinmalerei geben vereint die Mittel zu einem Breslauer Roman. Vielleicht webt dieser Gedanke schon in der Seele des Dichters, wer weiß? Wir wünschen dem tüchtigen Schriftsteller und Mitkämpfer, dem treuen Freunde einen beglückten Lebensherbst!

H. W.

## Aus dem Vereinsleben.

**Die Breslauer Dichterschule wird Sonntag, den 20. November, Mittags 12 Uhr, im Musiksaale der Universität das Andenken Max Heintel's durch eine Feier ehren, bei der Philo vom Walde die Gedächtnisrede halten wird. Der Zutritt wird Jedermann gestattet sein.**

Einer in der letzten Generalversammlung des Vereins gegebenen Anregung zufolge veranstaltete der Verein am Dienstag den 1. November a. e. im Musiksaale der Universität seinen ersten Recitations-Abend, für den der bekannte Herr

Marcell Salzer aus Wien gewonnen war. Es war bestimmt worden, diesmal jüngere Autoren und zwar vorzugsweise Breslauer zum Wort zu gestatten, eine Bestimmung, die im Allgemeinen auch eingehalten wurde. Eine Kritik des Vorgetragenen erscheint an dieser Stelle unangebracht. Es möge daher hier nur die Reproduktion des Programms folgen. Dasselbe lautete:

Kurt Walter Goldschmidt:

Die Hektäre, dramatisches Gedicht, II. Act, Scene 4 und 5.

Carl Biberfeld: „Das neue Kleid“ (Skizze). Gedichte.

Clara Müller: Todtensonntag. (Skizze.)  
 Alfred Streit: Sturmsehnmüch. Träumerei.  
 Kleßla-Vorkert (Skizze).  
 A. F. Krause: Fährmann hol über. October-  
 Stimmung.  
 Josef Glaser: Sonntag (Prosa).  
 Paul Barsch: Gedichte.  
 Hedwig Wigger: Die Monarchen kommen.  
 (Prosa).

Aber es wird uns wohl gestattet sein, an dieser Stelle mit einer gewissen Gemüthung festzustellen, daß die maßgebende Presse, die theilweise ihre ersten Recensenten zu unserem Abend entandt hatte, sich lobend über das dort Gebotene ausgesprochen hat. Es fällt dies um so schwerer ins Gewicht, als sich die hiesige Presse stets in den Mantel einer gewissen spröden Zurückhaltung unserer Bestrebungen gegenüber einzuhüllen pflegte.

Von **Hans Benzmann** ist ein neues, sehr geschmackvoll ausgestattetes Gedichtbuch bei Schuster & Voessler in Berlin erschienen. „Sommerfönnen-glück“ heißt es. Eine längere Beurteilung wird in nächster Nummer erscheinen. Wir machen heute nur deshalb auf das Buch aufmerksam, weil es sich um eine Publikation von Werth handelt, die sich infolge ihrer eleganten Ausstattung als Geschenk für den Weihnachtstisch eignen dürfte.

**Alfred Eschörner**, Dichter und Koch in Kokenau, dem wir schon manchen poetischen Beitrag für die Monatsblätter zu danken haben, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Herausgabe seiner Gedichte. Da der dichtende Koch längst den Beweis geliefert hat, daß er auch als Poet über einen guten Geschmack verfügt, darf er auf Erfolg rechnen.

**Arthur Pfungst's** „Neue Gedichte“ sind bereits in einer zweiten vermehrten Auflage in Ferd. Dümmler's Verlage, Berlin, erschienen.

Von **Anna Mitschke**, der „schleßischen Sappho“, die seit einem halben Jahre fern in Mexico weilt, können wir zu unserer Freude berichten, daß sie sich in der Fremde glücklich fühlt. Unsere deutschen Landsleute in der berühmten Aztekenstadt, und vornehmlich der deutsche Gesandte Baron von Ketteler

erweisen der Dichterin alle Aufmerksamkeit und suchen ihr den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. Anna Mitschke arbeitet mit erstaunlichem Fleiße; sie hat für deutsche Zeitungen eine große Menge Artikel über mexicanische Verhältnisse geschrieben; sie hat ihre Erlebnisse auf der Seereise in einem kleinen Buche geschildert, das in Kurzem erscheinen dürfte; gegenwärtig arbeitet sie an einem Werke über den deutschen Handel in Mexiko.

**Die Gedichte Theobald Nöthigs** stehen bei den Herren Componisten in besonderer Gunst. Jetzt hat der Componist Arthur Speier zwei Gedichte Nöthigs componirt (für eine Singstimme mit Piano-begleitung) — „Trost“ und „Zwei Briefe“. Die beiden sehr hübschen Lieder sind bei Gebr. Hug & Comp. in Leipzig erschienen.

„Mit rothen Kressen“. Das „der Freiheit“ gewidmete erste Gedichtbuch Clara Müllers ist soeben erschienen. (Baumert & Ronge, Großenhain.) Wir setzen in unsere Leser das Vertrauen, daß sie behüßlich sein werden, der hochbegabten, temperamentvollen Dichterin die Wege zum Parnas zu ebnen. Zwar scheint für Dichterinnen ein goldenes Zeitalter angebrochen zu sein; allenthalben werden sie gepriesen und gefeiert, zumal solche, die in herbömmlichen, geläufigen Weisen auf gefällige und flotte Art von den Zuständen ihres Herzens singen. Einer Dichterin jedoch, die ihre eigenen Töne gefunden hat und sie der Freiheit zum Ruhme erschallen läßt, dürfte der Sieg weniger leicht sein, und deshalb weisen wir hier nochmals auf das vor-treffliche Buch hin. Wir bemerken dabei, daß dasselbe an die Leser der Monatsblätter zu dem Vor-zugspreise von 2,50 Mk. für das gebundene und 1,50 Mk. für das brochirte Exemplar abgegeben wird. Die Redaction ist gern bereit, Bestellungen an den Verlag zu übermitteln.

Unser Mitglied **Reinhold Fuchs** hat im literarischen Verein zu Dresden mit großem Erfolge eine Vorlesung aus seinem „Strandgut“ gehalten. Auch ist der in den Monatsheften von Velhagen und Klasing im August d. Js. erschienene Aufsatz über die Schetlandsinseln jetzt in den „Shetland Times“ in englischer Uebersetzung erschienen.

## Notizen.

**Theater.** Als heimische Bühnenthaten sind diesmal zwei Klassiker-Ausführungen, ein halblite-rarischer Abend, eine französische „Sensation“ und eine Operetten-Novität zu registriren. Die Klassiker waren mit „Wallensteins Lager“, das in hüßlich abgerundetem Zusammenfpiel, wenn auch ohne hervor-ragende Einzelleistungen in Scene ging, „Clavigo“, der eine sehr tüchtige Leistung des sonst für derlei Nervenmenschen nicht sonderlich prädestinirten Herrn Lettinger in der Titelrolle brachte, und „Was ihr wollt“ vertreten. Auch der italienische Lustspiel-klassiker Goldoni kam übrigens wieder mit seiner entzückenden „Mirandolina“ zu Wort, von Fräul. Zurburg wieder mit der gewohnten Grazie verkörpert,

der man nur noch einen Beifall südlicher Caprice wünschen könnte. Für den „halbliterarischen“ Abend sorgte der unglaublich überschätzte Herr Dreyer mit einem hüßlich gemachten, theilweise nicht unfeinen und nur wieder zu stark auf den Effect hinausgespielten Einacter „Liebesträume“ und einem argen zotigen Schwank-Schmarren „Großmama“. Man sollte doch wirklich endlich anhören, Herrn Dreyer, der sich von Anfang an nicht nur Ausdrucksmittel, sondern auch Gedanken und Gefühle eklektisch zusammengeborgt hat, mit streichelnden Sammet-pfötchen anzufassen. Frä. Gabri schien in dem Einacter mit einer hervorragenden Leistung ihre Specialität — herbe, verschlossene, innerliche Naturen

— gefunden zu haben. Ueber „Zaza“, deren Autoren immerhin vielleicht Besseres leisten könnten, und den „Opernball“, eine abgeblaßte „Fledermaus“-Copie habe ich an dieser Stelle nichts zu sagen. K. W. G.

—t. **Lichtenbergs Gemäldeausstellung.** Brächtige Landschaften unseres talentvollen heimischen Künstlers Th. Blache, dessen „Winterabend“ ich seinerzeit rühmend erwähnen konnte, sowie fesselnde Porträts und Milieustudien von Professor Brütt sind die augenblicklichen püees de résistance unserer Gemäldeausstellung. Ein Napoleon-Cyclus von Oscar Ner, der die Tragödie des „Letzten Uebermenschen“ von Brienne bis St. Helena im Bild entrollt, läßt leider materische Qualitäten und Größe der Auffassung vermissen. Und Herru Bohrbis „Seestücke“ brachten mich, offen gesagt, in gelinde Verzweiflung.

Die „**Freie literarische Vereinigung**“ eröffnete ihre heutige Saison mit einem nicht sonderlich gelungenen Vortragsabend, in dem Josef Rueder aus München vor spälichem Auditorium ein kurzes Stimmungsstück und eine um so längere, nicht unoriginelle, aber stark erquälte und daher auf die Dauer ermüdende Prosa-Satire („Der strohblonde Augustin, der rothbraune Kilian und die fittliche Weltordnung“) las.

**Bühne und Welt.** Von der mit großem Trara angekündigten Zeitschrift für Theaterrosen, Literatur und Kunst liegen uns nunmehr drei Hefte vor und ermüßlichen ein Urtheil dahin, daß der gesammelte Jahrgang der Zeitschrift ein hübsches Bilderbuch bilden wird. Der textliche Inhalt ist herzlich unbedeutend. Die einzelnen Herren Inzendanten werden der Reihe nach hier mit Weisbrauch bestreut und die sogenannten Herren Theaterschriftsteller — d. h. solche, die über das Theater zu schreiben pflegen — laden hier ihre fadeften Fenilletons ab. Schade!

**Zum Kapitel: Dichterischer Citellensmarkt.**

Unser Mitglied **Reinhold Fuchs** in Dresden macht uns auf einen „Dichtersang“ aufmerksam, der von dem Verlag der „Poetischen Flugblätter“ in Wien, (Josef Ritter und Carl Maria Klob) einer schwächlichen Nachahmung von Henckell's verdienstvollen „Sonnenblumen“ in Scene gesetzt wird. Es handelt sich um ein zu edirendes Prachtbuch: „Am (!) Deutschen Parnas“, das den Mitarbeitern dieses Zukunftswerkes ganz ausnahmsweise mit 10 Mark abgegeben werden soll, wovon 5 Mark sofort anzuzahlen sind. Wer in dem Prachtwerke sein Contersei nebst Unterschrift „künstlerisch-vornehm“ ausgeführt sehen will, hat noch 4 Gulden extra zu zahlen!

Unser Freund schreibt dazu u. A.: „Man darf wohl nicht zweifeln, daß jene scheinbar so kindlich naive Speculation auf die Sucht gewisser Leute, um jeden Preis „berühmt“ zu werden, in perfidärer Beziehung ganz gute Erlebnisse haben werde, denn

es giebt ja „am“ Parnas Gott sei Dank! auch wohlhabende Dilettanten. Wie aber die Herren Herausgeber die Hoffnung hegen können, daß irgend ein wirklicher Dichter von auch nur einigem Ruf auf eine so plumpe Anzapfung „hereinfallen“ werde, erscheint mir schon unerfindlich. Ein solcher müßte sich doch mit „Händen und Füßen dagegen wehren, in einer Ruhmeshalle mit bezahlten Sperrrißen ver treten zu sein! Uns will scheinen, daß gerade die Feinheit der k. k. österreichisch-ungarische Stilistik hier mit der Bezeichnung „Am Parnas“ wenn auch sicher unbeabsichtigt das Nichtige trifft. Es wird in dem projectirten Prachtwerke gewiß nur eine Vereinigung solcher Poeten geschaffen, die ihr Standlager am Fuße oder an den Abhängen des vielgenannten Mosenberges aufgeschlagen haben.

Soeben geht uns ferner zu:

**Hermann Stehr.** „Auf Leben und Tod.“ Zwei Erzählungen, Verlag von S. Fischer, Berlin.

**Robert Dehler,** Gedichte. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn.

**Max Krämer,** Stimmungen und Sehnsuchtsflänge. Dresden, Pierson.

Das Octoberheft von „Nord und Süd“ enthält einen Artikel aus der Feder von Kurt Walter Goldschmidt: über Zola's Romanekklus „Les trois villes,“ während das Novemberheft derselben Zeitschrift von unserem Mitgliede **Pauline Chiger** Berlin eine Plauderei: Eine Stunde Realistik bringt.

Der hiesige Humboldtverein für Volksbildung will nun auch durch **Dichter-Abende** dem Volke die Bekanntschaft mit seinen Poeten erleichtern. Der erste Versuch, ein **Göthe-Abend**, ist über alles Erwarten geglückt, so daß er wiederholt werden mußte. Im letzten Volksunterhaltungsabende führte Herr Marcell Salzer äußerst glücklich dem großen Publikum poetische Schöpfungen von Willdenbruch, Villenron und Anzengruber vor.

Für Ueberlassung eines Septemberheftes aus dem Jahrgange 1896 sowie eines Februarheftes und einer Augustnummer von 1890 wäre die Redaction der „Monatsblätter“ sehr dankbar.

**Briefkasten.**

**Mehrere Ungeduldige.** Der actuellen Artikel wegen mußten eine Reihe von Besprechungen zurückbleiben. In der nächsten Nummer werden sie bestimmt zum Abdruck gelangen.

**Separatus. Hier.** Anonym eingesandte Gedichte veröffentlichen wir nicht. Der Abdruck der ersten beiden geschah aus Versehen. Also lüsten Sie den Schleier, edle Maske!

**Briefe und Sendungen, für die Redaction der Monatsblätter bestimmt, sind an Herrn Redacteur Ludwig Sittenfeld, Feldstraße 29, zu richten.**

Redacteur für den poetischen Theil: **Ludwig Sittenfeld;**

für den Prosaheil: **Ludwig Sittenfeld** und **Kurt Walter Goldschmidt.**

Druck und Verlag: **Erich Peterson,** Buchdruckerei und Zeitungsverlag, S. m. b. H., Breslau